

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 6 (1964)

Artikel: Sonderbare Zeitspiegeleien
Autor: Schnöller, Etienne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971711>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sonderbare Zeitspiegeleien

Von Etienne Schnöller

Es mag nun wohl um die fünfzig Jahre her sein, seit an einem größeren Bündner Fremdenort ein böhmischer Schneidergeselle auf seiner Wanderschaft haltmachte. Er blieb dort einige Jahre seßhaft und verschwand dann spurlos.

Die Leute sagten, es ginge in seinem Kopfe nicht mit rechten Dingen zu. Und tatsächlich, er zirkelte bei seiner hastigen Werkarbeit mit der Nähnaedel herum wie ein Florentiner Edelmann mit einem Florett. Zugleich sprach er mit unsichtbaren Geistern unverständliches, wirres Zeug.

Sein Meister dagegen rühmte dessen erstaunliche Stoffkenntnisse, dessen Geschicklichkeit sowie dessen Hände «aus höheren Ständen» — wie der Meister sich gewöhlt auszudrücken pflegte — vor allem aber dessen vornehme Gesinnung und Guthertzigkeit, die keiner Fliege etwas zuleide tue.

Für uns als rotznäsige Lausbuben aber blieb dieses sonderbare Schneiderlein ein willkommener Gegenstand unserer flegelhaften Necksucht, wenn wir, nach Spatzenart auf der Geländerstange sitzend, hinunter in die tiefer gelegene Schneiderbutik blickten, wo unser dürrer Geselle mit gekreuzten Spinnbeinen auf dem Tische hockte. Wir verhöhnten, verspotteten, verlachten und reizten aus sicherer Entfernung den armen Spintisierer bis zum Ausderhautfahren. Geduldig und in sich gekehrt ließ dieser die dauernde Plage über sich ergehen. Doch einmal sprang er mit lockeren, fliegenden Hosen vom Tische, jagte uns nach und verscheuchte uns Quälgeister mit geschwungenem Ellenstock wie einen lästigen Schwarm Schmeißfliegen.

Nachdem die Schulen mich in die Fremde zogen und in Zucht und Ordnung nahmen, hatte ich diese komische Schneidergestalt sowie unsere unreifen Ungezogenheiten vergessen.

Aber als ich gegen Ende meiner Studienzeit wieder einmal zuhause weilte, traf ich, nach langen Jahren, den sonderbaren Handwerksburschen zufällig in einer einfachen Weinkneipe an, in der keine Fremden verkehrten und auch die Einheimischen nur zu einem kurzen Schoppen einkehrten. Für sich allein saß er dort in einer dunkeln, stillen Ecke vor einem Becher Wein. Er wurde meiner gewahr und bedeutete mir zu meiner Überraschung durch ein Handzeichen, mich zu ihm zu setzen. Behaglich war mir dabei nicht zu Mute, denn ich dachte, er werde mir nun für alle unsere Unverschämtheiten nach Gebühr heimzahlen.

Zu meinem Erstaunen aber blickte er mich zuerst ruhig und würdevoll aus klaren, seltsam tiefen und irgendwie fernen, fremden Augen an. Zum erstenmal sah ich sein Gesicht aus der Nähe. Es war feingeformt, klug und edel und voll geistiger Fülle und Reife. Auf Bildern von Dürer oder auf Altären süddeutscher Meister hatte ich solche Köpfe gesehen. Nichts, aber auch gar nichts deutete auf einen im Geiste kranken Menschen.

«Ja», meinte er, meine Überraschung bemerkend, «Sie kannten wohl nur den spinnenden böhmischen Schneidergesellen, mich selbst aber kennen Sie nicht. Sie können mich auch gar nicht kennen!»

Er blickte in eine unbekannte Ferne und fuhr dann mit warmer Stimme fort:

«Sie haben auf den höheren Schulen sicherlich auch von Antiphon gehört, der in Attika

so glänzende Reden hielt. Dieser Antiphon aus dem alten Griechenland behauptete, die Zeit sei nur eine Idee oder ein Maß, aber kein reales Wesen. Was Antiphon ahnte, das weiß ich aus eigener Erfahrung.»

Er trank langsam einen tiefen Schluck vom rubinroten, alten Veltliner, blickte mich forschend an und sagte dann:

«Sie sind jetzt kein Lausbengel mehr, Sie sind ein studierter, gebildeter Herr geworden. Und darum will ich Ihnen mein Geheimnis verraten.»

Er zögerte einen kurzen Augenblick, erzählte dann aber auf die natürlichste Weise weiter:

«Ich lebte schon einmal auf dieser Erde, aber in einer anderen Zeit, an einem anderen Ort, in einer anderen Gestalt, in einer Zeit, die ihr das Mittelalter nennt. Mich hat es lediglich in die Gegenwart verschlagen, so wie es mich nun auch in diese Berge verschlagen hat. Ich bin deshalb nur auf der Wanderschaft begriffen. Und weil dem so ist und ich in einer anderen Zeitwelt lebe, glauben die Leute, ich sei nicht recht bei Trost. Aber es gibt sehr große, sehr gescheite und kluge Völker mit alten Überlieferungen und Erkenntnissen, die fest und unverbrüchlich an die Re-inkarnation, an die Wiedergeburt gewisser Menschen glauben und die wissen, daß eine solche vorkommt.»

«Darf ich fragen, wer Sie unter solchen Umständen denn eigentlich sind, oder besser gesagt, wer Sie waren und woher Sie stammen?»

«Freilich dürfen Sie das. Nach Eurer Schulweisheit, die die Zeit wie Rettiche scheibenweise in Rädchen schneidet, bin ich wohl im Böhmerwald geboren, habe dort das Schneiderhandwerk gelernt und kam auf der Walz in dieses Land. In Wirklichkeit aber bin ich ein Großkaufmann aus Nürnberg, der mit Stoffen und Brokaten, mit Samt und Seide handelt. Und darum wollte ich über eure Berge nach Florenz ziehen.

Sie dürfen mich auf die Wahrheitsprobe stellen. Mein Nürnberg ist allerdings nicht mehr das eure von heute. Dazwischen liegen vier Jahrhunderte. Ich kenne manches, von dem Ihr Menschen der Gegenwart nichts mehr oder nur wenig mehr weißt, denn ich war Zunft-

meister der Kaufmanns-Innung um die Mitte des 16. Jahrhunderts und kenne darum die vornehmen, reichen Geschlechter der Stadt. Wenn Sie Geduld zeigen, will ich Ihnen beispielsweise von meinem Freunde Veit Stoß erzählen, dem Altarschnitzer. Oder von den Fuggern aus Augsburg, mit denen mein Haus in engen Handelsbeziehungen stand und deren Handelswege ja auch durch euer Paßland führten.»

Und tatsächlich, dieser seltsame Mensch erzählte mir einen ganzen Abend lang so viele Einzelheiten aus dem altherwürdigen Nürnberg und dem Wirtschafts- und Kulturleben des 16. Jahrhunderts, daß ich aus dem Staunen nicht herauskam.

Ich selbst studierte damals in Würzburg, unweit Nürnberg, und kannte von meinen häufigen Besuchen her diese mittelalterliche Stadt mit ihren Türmen, Kirchen, Altären und den alten, giebligen Bürgerhäusern. Zudem gehörte in meinen Studienkreis die Wirtschaftsgeschichte, so daß ich seine genauen Angaben über Preise und Währungen, über Maße und Gewichte recht gut überprüfen konnte. Alles stimmte. Schien mir etwas unklar, gab er, der böhmische Schneidergeselle, mir Auskunft, gründlicher als es ein Professor der Wirtschafts- oder Kulturgeschichte vermocht hätte. Da war nichts Angelerntes, nichts Nachgeplappertes, kein Stäubchen von Bücherwissen und Gelehrsamkeit. Hier wiederholte sich Selbsterlebtes, Erfahrenes, kurz, gelebtes Leben.

Um Mitternacht winkte er die Serviertochter herbei, zahlte, verabschiedete sich höflich und verschwand im Dunkel der kalten, frostigen Nacht. Ich sah ihn nie mehr wieder und kein Mensch, auch sein Meister nicht, konnte mir sagen, wohin dieses geheimnisvolle Wesen später gezogen oder was aus dieser wunderlichen Erscheinung geworden war. Sie blieb verschwunden wie ein Geist, wenn die Stunde geschlagen hat.

War dieser durch die Zeit wandernde, gebildete Bürger ein Irrer — Genie und Irrsinn kreuzen sich oft — oder war ich wirklich auf eine Re-inkarnation durch Zufall gestoßen? War dieser Mann aus ferner Zeit vielleicht so etwas wie ein Strandgut der Vergangenheit, das

das Meer der Unendlichkeit an die Küste der Gegenwart geschwemmt hat? Eine Muschel, in der die See noch rauscht?

Ich weiß, es gibt viel Unerklärliches, viel Wunderliches und Außergewöhnliches auf dieser Welt. Und manches folgt nicht immer den Gesetzen und Erfahrungen, die wir als gültig und zwingend anerkennen. Strindberg glaubte in seiner wirren Pariser-Zeit an die Möglichkeit einer Wiedergeburt und behauptete, Napoleon aus Ajaccio sei eine Wiederverkörperung des griechischen Helden Ajax gewesen, auf den schon der Name Ajaccio hindeute. Nietzsche begründete seine Lehre von der «ewigen Wiederkunft». Und selbst der erdnahe, geistig kerngesunde Johann Peter Hebel schloß in seinen Betrachtungen über die Frage «Haben wir schon einmal gelebt?» das Phänomen einer Wiedergeburt nicht völlig aus.

Im reifen Alter beschäftigte ich mich hie und da mit dem Geheimnis jener unheimlichen Begegnung mit dem böhmischen Schneidergesellen und kam zum Schluß, nicht die Frage einer Neuverkörperung sei daran der Wesenskern, sondern ein solches Erlebnis zwinge, über unsere Zeitbegriffe vorurteilsfrei und ernstlich nachzudenken.

Was bedeutet überhaupt Zeit? Noch immer messen wir, wie seit Urbeginn, die Zeit am Sonnenauf- und -niedergang. Noch immer teilen wir sie schulgemäß ein in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dabei wissen wir, wie die Gegenwart bereits Vergangenheit geworden ist, sobald der Mund das Wort fertig ausgesprochen hat. Und wieviel Vergangenheit mündet in das hinein, was wir Gegenwart nennen? Wieviel geheimes Wissen, welche verborgenen Erkenntnisse leben heute schon in forschenden Menschenköpfen über Tatsachen, die erst in Zukunft für uns erfaßbare Wirklichkeit werden! Wie lange ging es, bis wir Einstein nur einigermaßen begriffen.

Die Zeiten fluten ineinander über wie die Wellen eines Stromes, der sich in die Unermeßlichkeit des Ozeans ergießt. Ein englischer Gelehrter schrieb neulich: «Man darf nicht meinen, die verflossene Zeit kehre in das Nichts zurück; die Zeit ist einmalig und ewig. Ver-

gangenheit, Gegenwart und Zukunft sind nur verschiedene Aspekte — verschiedene Druckplatten — der Aufzeichnung einer fortdauernden, beständigen unveränderlichen Existenz.» Goethe behauptete sogar, die Zeit sei ein Element wie Wasser, Luft und Erde. Und Gottfried Keller schrieb in seinem Gedicht «Sonnenwende»: Die Zeit geht nicht, sie stehet still. Wir ziehen durch sie hin; sie ist die Karawanserei, wir sind die Pilger drin.»

Selten empfand ich diese Erkenntnis so greifbar nahe wie neulich, als ich mich wieder einmal in Rom aufhielt. Schon die Ankunft mit dem Flugzeug berührt einen merkwürdig. Die «Caravelle» mit dem aus der Seeschiffahrt geläufigen Namen landet nach der Fahrt durch das Luftmeer unweit von Ostia, dort also, wo vor Tausenden von Jahren die altrömischen Galeeren im Hafen landeten oder in See stachen, wenn sie nach fernen, fremden Gestaden ihre Kiele richteten. Wie in keiner andern Weltstadt schreiten in Rom die Zeiten Schulter an Schulter über einen weiten Bogen, der sich über Jahrtausende hinwegzieht. Vergangenheit reicht in die Gegenwart hinein, die Grenzlinien der Zeiten und Kulturen verwischen sich im Flimmern der Gegenwart. Die Zeit steht still, und sie wird dort tatsächlich zur Karawanserei, in der wir als Pilger nur vorübergehend verweilen.

Ich erlebte dies deutlich, als ich spät nachts in stummer Ergriffenheit auf dem fast menschenleer und einsam gewordenen Petersplatz saß. Der weite Raum, von den Kolonnaden Berninis, die selbst den Erdball zu umfassen scheinen, nur skizzenhaft im Halbkreis umrandet, verlor sich in der Finsternis der Sommernacht. Nur ein schwaches Licht schimmerte von einem verhängten Fenster im obersten Stockwerk des Vatikans. Gigantenhaft wölbte sich die schwarze Silhouette der Kuppel Michelangelos in den Sternhimmel, aus dem der Schimmer aus Millionen Lichtjahren fiel. Zu meinen Häupten erhob sich, wie ein erratischer Block hergetragen aus uralten, fernen Kulturgebirgen, der ägyptische Obelisk. Über allem lag Stille ausgebreitet, die Welt schien zu schlafen und zu träumen. Nur die beiden Brunnen hiel-

ten ihr leises Zwiegespräch. Und plötzlich überkam mich das Gefühl, es gäbe keine Zeit, keinen Raum, keine Ferne und keine Nähe. Alles stand nebeneinander und nicht hintereinander, alles war gleichzeitig und gleichörtig: die Pharaonen vom Nil, die römischen Kaiser und Zäsaren, die Senatoren und Tribunen vom Capitol, die lange Reihe der Päpste, die ganze Geschichte der westlichen Menschheit schmolz in ein Ganzes zusammen. Hoch über der mächtigsten Kuppel der Welt aber, die sich über dem Grab eines bescheidenen Fischers vom See Genezareth beugt, zog summend durch die Tiefen des Nachthimmels ein Flugzeug, das über die ewige Stadt in den Fernen Osten zog. Da kam mir der «Cherubinische Wandersmann» des Angelus Silesius wieder in den Sinn: Man sagt, die Zeit ist schnell; wer hat sie fliegen sehen? Sie bleibt ja unverrückt im Weltbegriffe liegen.

Das dritte Erlebnis von der Fragwürdigkeit unserer Zeitrechnung begegnete mir kürzlich in Neuenburg. Einst maßen wir Menschen die Zeit am Rinnen des Sandes im Stundenglas, am Wandel der Gestirne, an der Sonnenuhr, und schließlich an den mechanischen Uhren, deren Genauigkeit kaum mehr übertreffbar schien. Bereits aber zeigte man uns in Neuenburg eine Zeitmeßmaschine, der man falscherweise den Namen «Atomuhr» gibt.

Wir kennen heute Moleküle, die mit 24 Milliarden Schwingungen je Sekunde in genauer Wiederholung pendeln. Was also bedeutet 1 Sekunde gegenüber 24 Milliarden Schwingungen! Mit Hilfe dieser unvorstellbar raschen Schwingungen der Materie schuf die moderne Wissenschaft Apparate, die die Zeit mit der Genauigkeit von einer Hundertstel Sekunde pro Jahrhundert festhalten. Pro Jahrhundert! Wir nähern uns also der Messung der absoluten Zeit.

Auf dem Gebiet der Forschungen über die Beschaffenheit von Raum und Zeit reichen unsere landläufigen Begriffe «Vergangenheit» und «Zukunft» nicht mehr aus. Auf der Ebene der Elementarteilchen, so stand neulich in einer Abhandlung zu lesen, zirkuliert die Zeit

gleichzeitig in zwei Richtungen: auf die Zukunft und auf die Vergangenheit zu.

Ein Beispiel möge dies verständlich machen: Wir befinden uns in London im Oktober 1944. Eine V 2, die mit einer Geschwindigkeit von 5000 km je Stunde sich fortbewegt, ist über der Stadt. Sie wird fallen. Aber worauf bezieht sich dieses *wird*? Für die Bewohner des Hauses, das in einer Sekunde zerstört ein *wird*? Für diese Menschen, die nur ihre Augen und Ohren haben, *wird* die V2 fallen. Aber für den Mann am Radargerät, der Wellen benutzt, die 300 000 Kilometer in der Sekunde zurücklegen, ist die Flugbahn der Bombe bereits festgelegt. Das Schicksal hat sich erfüllt, bevor es eintritt. Für den Techniker ist die Bombe bereits explodiert. Gemessen an der Radar-Geschwindigkeit gibt es praktisch keinen Zeitablauf. Die Bewohner der Häuser *werden* erst sterben. Im Superauge des Radars *sind* sie bereits tot.

Es mag seltsam erscheinen, wenn in einem *Jahr*-Buch, das die Geschehnisse und gedachten Gedanken eines einzigen Jahres wie in einem Prisma einfangen will, die ganze Fragwürdigkeit unserer Zeitmaße aufgerollt wird.

Aber trösten wir uns. Solange sich die Erde dreht, werden wir unser Leben, das zwischen Geburt und Tod eingespannt liegt, nach dem Lauf von Sonne, Mond und Sternen richten. In ewigem Rhythmus werden sich Tag und Nacht ablösen, werden Licht und Dunkel sich folgen, werden die Jahreszeiten ihren Reigen tanzen. Der Winter wird seine glitzernden Eiskristalle über die Erde streuen, Schnepfenzüge werden in den Forst fallen, sobald das Märzlicht steigt, die Rehe werden im Abendschaten scheu am Waldrand stehen, wenn der Waldmeister im Moos zu duften beginnt, die Häsin ihre Jungen werfen und schon wieder trüchtig sein, bevor der erste Wurf geboren ist, die Johannisnacht wird den schweigsamen Rosen ihr Geheimnis entlocken wollen, der Regenbogen wird seine Brücke über die goldenen Kornfelder spannen, und die «Tränen des Heiligen Laurentius», wie der Volksmund die silbernen Sternschnuppen am Augushimmel nennt, werden sprühend über das Firmament gleiten, die Rauchfahnen werden von den Kar-

toffeläckern emporsteigen, sobald die Ernte eingebracht ist, und in den langen Adventsnächten wird der Glanz der Erwartung eines großen Wunders die Augen aller Erdenkinder zum Leuchten bringen.

Wir mögen mit unserem Geiste noch weiter in die Tiefen der Schöpfung dringen, wir mögen zu völlig neuen, anderen Erkenntnissen von Raum und Zeit gelangen. Unser Herz aber wird im alten Gleichmaß schlagen und so werden wir weiterhin Tag für Tag, Jahr für Jahr durch die Zeiten schreiten als Pilger auf einer Wanderung ins Unbekannte. Der äußere Zeitablauf folgt wie eh und je dem alten Strombett.

Aber über allen Zeiten steht ein zeitloses, ein ewiges Wesen, von dem Goethe sagt:

Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,

So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Diese Kraft, dieser Geist, der alle Gesetze schuf und sie auch aufheben kann, zeigte sich in der kaum glaubwürdigen, unheimlichen Begegnung mit dem skurrilen böhmischen Gesellen in der Pinte eines Bündner Fremdenkurorts, er zeigt sich im weiten Rund vor dem Petersdom zu Rom und im Laboratorium in Neuenburg. So weitete sich die Zeit, die stille steht, zum Spiegelbild jener höchsten Kräfte, jener urgewaltigen Energien, die die innere und äußere Welt in Bewegung halten und damit alles Leben, alles Sein verbürgen.

Möge darum dieses Jahrbuch, begrenzt auf ein kleines Flecklein Heimaterde, ein bescheidener Funke sein im geistigen Flammenspiel eines göttlichen Glutmeeres, das von Ewigkeit zu Ewigkeit lodert und nimmer erlöschen, nimmer erkalten kann.

Der Stadtmensch

Ich bin so müde
Ich möchte unter den Kastanien
Auf das weiße Blütenbett
Mich legen

Aber die Erde wirft mich zurück
Sie nimmt mich nicht an
So wie die Stadt mich gemacht
In Nylon-Strümpfen
In synthetischen Kleidern
Mit meinem synthetischen Geist
Und einem Herzen aus gelbem Plastik

Und doch
Ist das Tröpfchen Rot auf den Kastanien-
blüten
Von meinem Blut.

Flandrina v. Salis